

PHILIP LE ROY
Der Schrei der Sirenen

Buch

Nathan Love, der Mann mit dem schönsten Namen der Welt, ist Profiler und verbringt gerade einige Zeit auf einer abgelegenen australischen Insel, um zu meditieren und sich mit dem Kosmos zu vereinen, als seine belgische Kollegin Sylvie ihn dort aufsucht und ihn um Hilfe bei einem wichtigen Fall bittet. In Paris ist eine Frau namens Annabelle entführt worden. Der französische Präsident zitiert die Ermittler persönlich zu sich, um mehr über ihren Verbleib zu erfahren: Sie ist seine heimliche Geliebte – der Fall ist hoch brisant. Innerhalb weniger Tage mehren sich Nachrichten über das spurlose Verschwinden junger Frauen auf allen Kontinenten. Die Ermittlungen von Love führen ihn bald in die Schaltzentralen der Macht, wobei deutlich wird, dass die Wirtschaftsmacht der multinationalen Großkonzerne schon längst die Handlungsfähigkeit der politischen Institutionen kontrolliert. Die Geheimdienste beäugen Loves Ermittlungen ebenso skeptisch wie die internationale Mafia.

Autor

Philip Le Roy wurde 1962 in Toulouse geboren. Nach einem BWL-Studium arbeitete der begeisterte Cineast, Kampfkünstler und Rockbassist u. a. in der Werbung und als Drehbuchautor. Für seinen ersten Thriller *Phönix* wurde er mit dem renommierten französischen Krimipreis »Grand Prix de Littérature Policière« ausgezeichnet. Philip Le Roy, der in Frankreich mittlerweile Star ruhm genießt, lebt in Vence.

Von Philip Le Roy bereits erschienen:

Phönix (37726)

Philip Le Roy

Der Schrei der Sirenen

Thriller

Aus dem Französischen
von Michael von Killisch-Horn

blanvalet

Die französische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»La dernière arme« bei Editions Au Diable Vauvert, Vauvert.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2007 by Editions Au Diable Vauvert,
published by arrangement with Michael Gaeb Literary Agency.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Verlagsgruppe

Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Johannes Frick

Umschlagmotiv: plainpicture/Arcangel/Jitka Saniova

Redaktion: Gerhard Seidl

ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37273-7

www.blanvalet.de

*Im Namen der Macht,
der Kohle und des Sex,
Amen.*

Hinweis für den Leser

Diese Geschichte ist eine Fiktion, die auf wahren Fakten und Ereignissen beruht. Zahlreiche Personen sind real. Ihre Namen wurden geändert, denn entscheidend ist nicht ihre Identität, sondern ihre Funktion. Jede Ähnlichkeit mit existierenden Personen ist also nicht zufällig. Die Schilderung ihres Privatlebens ist dagegen das Ergebnis einer Extrapolation. Was die mentalen Leistungen und die Kampfsportfähigkeiten des Protagonisten betrifft, so sind sie von einer Wahrheit inspiriert, die derjenigen des Westens sehr fernsteht, der eher dazu neigt, die Grenzen des Menschen im Leistungssport und im gesponserten Abenteuer auszuloten. Dennoch sind sie keineswegs aus der Luft gegriffen.

PROLOG

Hauptmann Clark Foot gab sich eine Ohrfeige, die jedem brutalen Verhör Ehre gemacht hätte. An der Spitze einer Abteilung der UNPROFOR, der Schutztruppe der Vereinten Nationen, die den Auftrag hatte, die Ordnung in einem Kroatien aufrechtzuerhalten, in dem seit zwei Jahren Krieg herrschte, hatte der amerikanische Offizier in den letzten Wochen wenig geschlafen. Und der heimliche Ausflug in die Region von Lika machte die Sache auch nicht besser, denn er musste seine Mission, die nichts mit der UNO zu tun hatte, in den wenigen Stunden durchführen, die ihm eigentlich zum Schlafen blieben. Am Steuer eines alten Geländewagens, den er in einem Dorf gefunden hatte, das von den Bombenangriffen der Serben und Montenegriner zerstört worden war, fuhr er durch eine menschenleere gebirgige Karstlandschaft, die in undurchdringlicher Nacht versank. Die Trostlosigkeit der Natur wurde noch von derjenigen verstärkt, die die Menschen zu verantworten hatten. Man begegnete nur Ruinen, in denen ein paar alte Männer herumspukten, die nichts vom Krieg begriffen hatten.

Foot sah den Steinhaufen nicht, den eine aufgerissene Mauer aufgetürmt hatte. Der Toyota bäumte sich auf, fiel auf seine kaputten Stoßdämpfer zurück und holperte über ein Feld aus Ziegelsteinen. Ein Reifen platzte. Keine Zeit, ihn jetzt zu wechseln. Der Hauptmann nahm eine Taschenlampe, richtete sie auf die kurvige Straße und ging zu Fuß weiter.

Nachdem er eine Stunde durch ein tristes *no man's land* marschiert war, erkannte er den Kirchturm, der seine Spitze verloren

hatte. Der Treffpunkt. Eselsgeschrei und Wimmern gaben ihm zu verstehen, dass er ungeduldig erwartet wurde.

»Dobro«, ertönte eine Stimme.

»Dobro«, antwortete Foot. »Sind Sie Stevan?«

»Sie kommen spät.«

»Die Straße ist unbefahrbar.«

»Sie hätten mit dem Esel kommen sollen, wie ich.«

»Von Zagreb aus?«

Eine massige Gestalt wurde im Halbdunkel sichtbar.

»Okay, haben Sie das Geld?«

Die Schreie hinter Stevan wurden lauter. Clark Foot reichte ihm ein Päckchen.

»Zwanzigtausend Dollar. Sie können nachzählen, wenn Sie wollen.«

Der Mann schnüffelte an einem Bündel und prüfte einen Schein, den er aufs Geratewohl herausgezogen hatte.

»Okay, dazu ist jetzt keine Zeit. Ich kann diesen Scheißer keine fünf Minuten länger ertragen.«

»Kann ich trotzdem die Fotos sehen?«

»Okay.« Stevan hielt zwei Fotos in das Licht der Taschenlampe. Sie zeigten ein Paar. »Gestorben während eines Bombenangriffs auf Dubrovnik«, erklärte er.

Der Hauptmann sah sich die Gesichter an, während im Hintergrund Gewimmer zu hören war.

»Okay?«

»Ja, okay.«

Stevan trat einen Schritt zurück und nahm eine dreckige Einkaufstasche vom Boden, die er vor Foots Nase öffnete.

»Darin schleppen Sie es durch die Gegend?«

»Der Kinderwagen ist im Preis nicht inbegriffen.«

Der Hauptmann nahm die Tasche an sich, die langsam zu schaukeln begann.

»Ist ja auch egal«, fügte Stevan hinzu, »wenn man bedenkt, was Sie damit vorhaben.«

»Was glauben Sie, habe ich damit vor?«

»Okay, bei diesem Preis können Sie Ihren Einsatz zurückbekommen, wenn Sie es in Einzelteilen verkaufen.«

»Ein bisschen jung für den Organhandel, meinen Sie nicht?«

»Wofür denn dann?«

»Sagen wir, das ist ab jetzt nicht mehr Ihr Problem. Übrigens erinnere ich Sie daran, dass die hohe Summe, die ich Ihnen gezahlt habe, Sie zu einem Gutteil für Ihr Schweigen bezahlt.«

Der Kroatie bedachte ihn mit einem letzten »Okay« und stieg auf seinen Esel. Der Hauptmann sah ihm nach, während er in der Dunkelheit verschwand, und ging dann den Feldweg zurück, der ihn zu seinem Wagen brachte. Auf dem Programm: ein Marsch durch die Nacht mit einem Baby auf dem Arm, der Wechsel des Reifens des Geländewagens und drei Stunden Fahrt zum Hafen von Zadar. Hauptmann Clark Foot trug nicht den Namen eines Superhelden, doch er hatte dessen Mission.

Diejenige, die Welt zu retten.

Fünfzehn Jahre später, Gegenwart

ERSTER TEIL

Der Wind löscht die Landschaft nicht aus

1 Es regnete über Paris. Barish, der sich unter den Tisch im Wohnzimmer verkrochen hatte, betrachtete den Himmel, der sich gegen die Scheiben entleerte. Obwohl seine Blase drückte, verspürte er wenig Lust, bei einem solchen Wolkenbruch rauszugehen. Und sein Frauchen ebenso wenig.

Im Esszimmer empfing Annabelle ihre Kollegen aus dem Ministerium mit ihren Ehepartnern. Armand Dauché, Unterstaatssekretär, begleitet von seiner Frau Laure, die ihre drei Kinder aufzog. Bertrand Gaudrand, persönlicher Referent des Ministers, begleitet von seiner Gattin Florence, und Alice Chantel, Sekretärin des Ministers, begleitet von ihrem Mann Serge, der an der Spitze eines Unternehmens von BTP stand. Annabelle war die einzige Unverheiratete der Gruppe, die aufgeräumt einem Rinderbraten, der zu durch war, und drei Flaschen Bordeaux die Ehre erwies. Die Unterhaltung drehte sich um das klösterliche Leben derjenigen, die dieses Essen auf Drängen von Armand und Bertrand organisiert hatte.

»Wirklich, Anna«, sagte Armand, »du bist die einzige perfekte Frau, die ich kenne – außer meiner natürlich. Du bist schön, intelligent, nett, lebst in einer wunderschönen Wohnung in Montmartre; eigentlich sollten dir alle Männer zu Füßen liegen.«

»Dann mach ihr doch den Hof, wenn du schon mal dabei bist«, sagte Laure gereizt.

»Scherz beiseite«, sagte Bertrand, »Armand hat recht. Es wäre an der Zeit, dass du uns einen glücklichen Auserwählten vorstellst.«

»Unmöglich.«

»Warum?«

»Er ist verheiratet«, sagte Annabelle.

»Verdammt, sag mir nicht, du musst dir einen Kerl teilen.«

»Kennen wir ihn?«, fragte Bertrand.

»Mehr werde ich euch nicht sagen. Ich habe übrigens schon zu viel gesagt.«

Annabelle war ganz schön betrunken. Sie war Alkohol nicht gewohnt. Ihre Kollegen hatten sie ein wenig dazu ermuntert, um ihr die Würmer aus der Nase ziehen zu können. Barish begann zu bellen.

»Ich muss mit dem Hund raus«, sagte Annabelle.

»Das ist nicht dein Ernst!«, rief Alice, entsetzt über die Vorstellung, sich vom Regen eine Hunderteurofrisur zerstören zu lassen.

»Barish muss sich dringend erleichtern. Er hält es schon viel zu lange zurück.«

»Wie haben Sie ihn genannt?«, fragte Florence verwundert.

»Barish.«

»Wie Barischnikow?«

»Du solltest ihn durch einen Mann ersetzen«, sagte Armand.

»Schenkt euch noch was ein, ich bin in fünf Minuten zurück.«

Annabelle zog eine Regenjacke an und griff nach einem Regenschirm. Sie wirkte verstört. Barish folgte ihr kläffend. Nachdem die Tür zugefallen war, tauschten die Gäste ungläubige Blicke aus.

»Was glaubst du, wer er ist?«, fragte Armand.

»Wer?«

»Ihr Kerl.«

»Royer.«

»Du spinnst. Wir müssen nach einem Typen suchen, der Klasse hat, der gut aussieht und sympathisch ist. Annabelle würde nie mit einem gemeinen Idioten schlafen.«

»Dann dürfen wir nicht im Ministerium suchen«, sagte Alice.

»Da hast du recht«, sagte Bertrand, »sie ist viel zu gut. Und wenn ich gut sage, meine ich vor allem ihre Menschenliebe.«

»Bist du verliebt in sie, oder was?«, rief Florence.

»Du musst zugeben, sie wäre eine gute Partie.«

»Gerade deswegen habe ich ja ein Auge auf dich. Wüsste ich nicht, wie anständig Annabelle ist, würde ich nicht dulden, dass du mit ihr verkehrst.«

»Ich verkehre nicht mit ihr, ich arbeite mit ihr, ein kleiner Unterschied.«

Durch die Wirkung des Saint-Émilion verschärfte sich der Ton zwischen den Eheleuten. Alice versuchte, die Wogen zu glätten.

»Wir haben Glück, dass wir Annabelle zur Freundin haben. Verderbt es nicht, indem ihr euch ihretwegen die Köpfe einschlagt.«

»Sie wirkte irgendwie verstimmt, habt ihr es nicht bemerkt?«, meinte Laure.

»Das liegt daran, dass diese beiden Idioten sie ständig wegen ihres Liebeslebens bedrängen«, sagte Alice.

»Sie hat die Leine ihres Kötters vergessen«, bemerkte Armand und deutete auf die Leine aus Leder, die über der Lehne eines Stuhls hing.

»Wirf sie ihr durch das Fenster zu«, schlug seine Frau vor.

Armand gehorchte und ließ eine kühle und feuchte Bö herein. Dann beugte er sich in den Regenschauer hinaus. Er sah nur einen Mann, der ebenfalls seinen Hund Gassi führte.

»Annabelle ist noch im Gebäude«, sagte er. »Ruft sie über die Sprechanlage.«

Bertrand nahm den Hörer ab, hörte aber nur Bellen.

»Sie antwortet nicht«, sagte er.

»Na, dann geh doch runter. Worauf wartest du?«, sagte Florence.

Bertrand griff sich die Hundeleine und stürzte los. Die Szene im Erdgeschoss war surrealistisch. Barish heulte schauerlich und kratzte an der Eingangstür, während Alice durch die Sprechanlage nach Annabelle rief.

»Hör auf, dir die Stimme zu ruinieren«, sagte Bertrand zu ihr.
»Sie ist nicht da.«

Er öffnete einen Türflügel und konnte nicht verhindern, dass der Hund hinausrannte. Am Fenster des achten Stocks bestätigte Armand ihm, dass Annabelle nicht herausgekommen war. Er hatte nur den Hund weglaufen sehen.

»Wo ist sie nur, verdammt?«

»Frag den Typen da«, rief Armand.

Bertrand ging über die Straße zu dem Fußgänger, der einen Neufundländer an der Leine führte.

»Haben Sie eine Frau aus dem Haus da herauskommen sehen?«

»Wann?«

»Gerade eben.«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

Bertrand eilte die Straße entlang, auf der Suche nach einer unsichtbaren Annabelle und einem Hund, der wie ein geölter Blitz davongelaufen war. Nass bis auf die Knochen kehrte er ins Haus zurück. Armand stand nach wie vor am Fenster. Bertrand klingelte bei der Concierge. Sie hatte Annabelle seit einer Woche nicht gesehen. Um ganz sicherzugehen, warf er einen Blick in den Müllraum und hob die ekligen Deckel von den Säcken voller Haushaltsabfälle.

»Glauben Sie etwa, Sie finden sie da drin?«, sagte die Concierge entrüstet.

»Die Treppe!«, rief Bertrand. »Das ist der letzte Ort ...«

Im vierten Stock stieß er auf einen Nachbarn, den der Lärm ins Treppenhaus getrieben hatte, der aber nichts gesehen hatte. Bertrand setzte seinen Weg nach oben fort. Alice, Florence und Laure warteten ängstlich vor Annabelles Wohnung. Außer Atem begnügte Bertrand sich mit einem lakonischen und unwiderlegbaren Kommentar.

»Annabelle hat sich in Luft aufgelöst.«

2 »Hieronymus Bosch zeigt uns eine allegorische mittelalterliche Sicht der Gegenwart.« Die junge Frau wandte ihren Blick von dem Gemälde ab, das in einem Saal der National Gallery of Art in Washington so gehängt war, dass es hervorragend zur Geltung kam, und richtete ihn auf denjenigen, der diese überaus scharfsinnige Bemerkung ganz offensichtlich zu ihr gemacht hatte: eine Art Student mit ausländischem Akzent und einer Brille. Er lächelte.

»Was meinen Sie mit ›mittelalterlich‹?«, fragte Galan.

»Ich spreche von einer Welt, in der der Graben zwischen den Reichen und den Armen so tief ist wie die Wassergräben einer Burg, einer ungebildeten Welt, in Blut getaucht von den Religionskriegen, regiert von Kasten, in der das Leben des Menschen nichts als Unterwürfigkeit bedeutet.«

»Das ist das Bild, das Sie von unserer Zeit haben?«

»Wir sind ins Mittelalter zurückgekehrt.«

»Seitdem ist die Demokratie erfunden worden.«

»Und was ist davon übrig? An die Stelle der Nationen sind Wirtschaftskonzerne getreten. Diejenigen, die die wahre Macht haben, sind nicht gewählt worden.«

»Verschwörungstheorie?«

»Das ist weder eine Theorie noch eine Verschwörung.«

»Das Thema Ihrer Doktorarbeit?«

»Der Gegenstand meiner Sorge. Die Welt entwickelt sich zurück. Und das betrifft mich, zumindest solange ich mir Kinder wünsche.«

»Sie sollten sich politisch engagieren.«

»Dafür bin ich am richtigen Ort.«

»In einem Museum?«

»Die wichtigen Entscheidungen werden nicht weit von hier getroffen, nicht wahr?«

»In der Tat.«

»Haben Sie bereits das Weiße Haus besucht?«

»Ja.«

»Lohnt es sich?«

»Als Praktikantin schon.«

»Wow, ich bin beeindruckt! Sind Sie die Nachfolgerin von Monica Lewinski?«

»Sehr komisch.«

»Was für ein Praktikum machen Sie?«

»Ich nehme an den Entscheidungen teil.«

»Eine Praktikantin als Beraterin des Präsidenten?«

»Ich habe eine gute Ausbildung, einen einflussreichen Vater und die Achtung des Präsidenten.«

»Da bin ich ja an die Richtige geraten.«

»Wofür?«

»Um meine Ideen an den Mann zu bringen.«

»Nicht mich müssen Sie überzeugen, sondern den Präsidenten.«

»Wenn ich Sie überzeugt habe, ist das schon mal ein guter Anfang.«

»Sie sind also doch politisch engagiert.«

»Absolut nicht. Ich glaube nicht an die Utopie, die Welt verändern zu können. Im Gegenteil, ich fliehe vor ihr. In die Kunst. Ich studiere an der École des Beaux-Arts in Paris.«

»Sie sind also Franzose.«

»Leidenschaftlich an Malerei interessiert vor allem. Die National Gallery of Art enthält Schätze, die die Reise lohnen, darunter *Der Tod und der Geizhals*, das Sie seit zehn Minuten betrachten.«

»Ich komme regelmäßig um die Mittagszeit. Und ich habe mich noch längst nicht sattgesehen.«

»Stellen Sie sich nur mal vor, wie viel Zeit und wie viel Genie es gebraucht hat, die dreißigtausend Werke dieses Museums zu schaffen. Da kann man durchaus mehrmals kommen.«

Galan kam plötzlich ein Zweifel: »Geben Sie zu, dass Sie wussten, dass ich Beraterin im Weißen Haus bin.«

»Wie hätte ich das erraten sollen? Sie sind höchstens fünfundzwanzig, und in der Umgebung des Präsidenten sieht man normalerweise nur Fossilien.«

»Warum haben Sie mich dann angesprochen?«

»Das ist doch offensichtlich. Als ich Sie gesehen habe, habe ich die Meisterwerke vergessen, die mich umgeben. Ich habe mein Glück versucht, indem ich was Kluges über Hieronymus Bosch von mir gegeben habe. Und es hat ja funktioniert. Es ist sicher nicht das erste Mal, dass Sie angesprochen werden.«

»Die Männer machen es gewöhnlich auf viel konventionellere Weise.«

»Beenden wir den Besuch doch gemeinsam. Wann müssen Sie zurück sein?«

Galan blickte auf ihre Uhr.

»Ich muss gehen. Tut mir leid. Ein anderes Mal.«

Er begleitete sie zum Ausgang.

»Können wir uns wiedersehen?«

»Wann?«

Überzeugt, einen Korb zu bekommen, wurde er von der Frage überrumpelt.

- »Äh... heute Abend?«
- »Heute Abend treffe ich mich mit meinem Liebhaber.«
- »Er hat Glück.«
- »Das kann ich eher von mir sagen.«
- »In diesem Fall beuge ich mich.«
- »Mir hat gefallen, was Sie gesagt haben.«
- »Über die Malerei oder über die Politik?«
- »Über die Politik.«
- »Teilen Sie meine Meinung?«
- »Sie teilen die meines Vaters.«
- »Dann muss ich ihn unbedingt kennenlernen.«
- »Er ist schwieriger zu fassen als der Präsident.«
- »Ich kenne nicht einmal Ihren Vornamen.«
- »Staatsgeheimnis.«
- »Ah.«
- »Ein Scherz. Ich heiße Galan.«
- »Sehr hübsch.«
- »Das ist Gälisch. Es bedeutet ›kleines Licht‹.«
- »Bevor Sie mich danach fragen, ich heiße Sébastien.«
- Galans Gesichtszüge entgleisten.
- »Gefällt Ihnen mein Name nicht?«
- »Draußen, es...«

Es regnete. Aus einem Himmel, der aussah, als hätte El Greco ihn gemalt, prasselte das Wasser gegen die moderne Fassade des East Building.

»Kein Grund zur Panik«, sagte Sébastien. »Haben Sie einen Regenschirm?«

»Ich konnte nicht ahnen, dass das Wetter umschlagen würde. Haben Sie einen Wagen?«

»Nein, aber nehmen Sie meine Jacke. Sie können Sie mir später zurückgeben.«

In der Eingangshalle telefonierte ein großer breitschultriger

Kerl mit Boxergesicht mit einem Handy, das zu klein für seine großen Hände war. Eine junge Südamerikanerin kam hereingerannt. Sie wrang ihr langes Haar über dem Boden des Eingangs aus und zeigte ein Gesicht, das Frida Kahlo inspiriert hätte. Ein Taxi setzte einen Fahrgast vor dem Eingang des Museums ab. Irgendetwas kam Sébastien komisch vor, ohne dass er wusste, was.

»Ich muss los«, sagte Galan.

»Sie werden doch nicht etwa für fünfhundert Meter ein Taxi nehmen!«

Galan stieg in das Taxi, das frei geworden war. Das Fahrzeug fuhr an, zwei Wasserfontänen spritzten auf. Ohne sie aus den Augen zu lassen, bemerkte Sébastien plötzlich, dass sie vergessen hatten, sich zu verabreden. Er rannte los. Staus und Ampeln waren ihm gnädig. Er sprintete über die glitschige Fahrbahn der Constitution Avenue und prallte gegen den Kofferraum des Taxis. Dann packte er den Griff der Wagentür und öffnete sie. Der Rücksitz war leer.

3 Ein Fensterflügel schlug gegen die Wand. Eine Windbö trieb den Regen ins Zimmer. Sylvie nahm ihre Brille ab und stand vom Computer auf, um das Fenster zu schließen. Als sie nach dem Ursprung des Luftzugs suchte, bemerkte sie, dass die Fußmatte des Eingangs nass war. Jemand war hereingekommen. Sie hörte den Fernseher, den sie nach den Kurznachrichten auf CNN ausgeschaltet hatte. Sylvie griff in den Schirmständer, wo sie ihre Beretta versteckte, seit sie von einem ehemaligen Patienten überfallen worden war, den man kurz zuvor aus der psychiatrischen Anstalt entlassen hatte. Sie entsicherte die Waffe, spannte den Hahn und drückte ihren Rücken gegen die Wand. Nachdem sie tief eingeatmet hatte, stürzte sie in Höschen und Pullunder ins

Wohnzimmer und legte auf einen Mann an, der sich gemütlich ein Fußballspiel ansah.

»Verdammt, Sylvie, du hast mir Angst gemacht!«

»Was suchst du hier?«

Ihr Exmann stammelte: »Du hast Satellitenempfang, ich hatte die Schlüssel, das ist eine wichtige Begegnung, ich dachte, du schläfst, ich wollte dich nicht wecken ...«

»Ich dachte, ich hätte mich klar ausgedrückt. Jeder für sich.«

»Könntest du aufhören, die Waffe auf mich zu richten?«

»Du hebst jetzt deinen Hintern hoch, gibst mir brav deinen Zweitschlüssel und gehst ohne plötzliche Bewegungen zur Wohnungstür.«

»Du bist genauso verrückt wie die Leute, die du verfolgst, meine arme Sylvie.«

»Deswegen hast du mich doch verlassen, oder nicht?«

»Wir können doch Freunde bleiben.«

»Vor allem, wenn abends Fußball im Fernsehen läuft. Bin ich die Einzige in Brüssel, die Eurosport empfangen kann, dass du es wagst, mitten in der Nacht hier aufzukreuzen?«

»Es war auch eine Gelegenheit, dich wiederzusehen.«

»Du kannst mich woanders wiedersehen.«

»Willst du mit einundfünfzig ein neues Leben anfangen?«

»Danke, dass du mich an mein Alter erinnerst. Raus!«

Alain fügte sich widerwillig. Als er dicht an ihr vorbeiging, versuchte er einen letzten Verführungsversuch – Blick von unten mit hochgezogener Augenbraue –, um bei Sylvie wieder einen Funken jener Liebesglut anzufachen, die er einst geschürt hatte. Die Knarre an der Wange, gab er sein Verführergehabe allerdings auf und machte sich aus dem Staub.

Sylvie verriegelte die Tür, schenkte sich einen Whisky ein und setzte sich auf das Sofa. Vor ihr liefen von einem Supermarkt gesponserte Milliardäre in Shorts einem Ball hinterher. Ihre Bewe-

gungen auf dem Spielfeld wurden von zwei aufgeregten Reportern kommentiert. Sie zappte auf CNN. Die Vereinigten Staaten schickten sich an, das Kyoto-Protokoll zu unterzeichnen. Das Telefon klingelte. Sie warf einen Blick auf die Uhr: o Uhr 16.

»Hallo!«

»Ich bin's, Christian, hab ich dich geweckt?«

Kommissar Taillandier. Sie beruhigte ihn: »An dem Tag, an dem es keine Psychopathen mehr gibt, werde ich auf meinen beiden Ohren schlafen, und du wirst eine Chance haben, mich um diese Zeit zu wecken.«

»An dem Tag, an dem es keine Psychopathen mehr gibt, werde ich zu einer schicklicheren Zeit anrufen, nur um dich zu fragen, wie es dir geht.«

»Das ist nett, vor allem von einem alten Liebhaber.«

»Ich mag das Wort ›alt‹ nicht.«

»Wie geht es in Paris?«

»Du fehlst uns.«

»Der Fall Annabelle Domange?«

»Richtig.«

»Ich hab mich damit beschäftigt.«

Nachdem sie aus Paris nach Brüssel zurückgekehrt war, hatte Sylvie Bautch versucht, in ihrem Archiv etwas zu finden, das sich mit ihrer Analyse der Umstände deckte, unter denen Annabelle verschwunden war.

»Ich hoffe, du hast etwas für mich«, sagte Taillandier. »Für morgen bin ich in den Élysée bestellt.«

»Vom Präsidenten?«

»Das riecht nach Staatsaffäre.«

»Laut meinen Nachforschungen sind in Frankreich im letzten Monat zwölf junge Frauen verschwunden und nicht wieder aufgetaucht.«

»Und was schließt du daraus?«

»Nichts bis jetzt. Aber dafür hast du mir gerade eine wichtige Information gegeben.«

»Welche?«

»Annabelles Verschwinden beschäftigt euren Präsidenten.«

4 Als Taillandier den Hof des Élysée durchquerte, schien endlich wieder die Sonne. Ein Amtsdienstler führte ihn zum Büro des Staatschefs. Es war das erste Mal, dass er mit dem Präsidenten zusammentraf. Das erste Mal auch, dass er ihn verlegen, abgesehen, mit offener Krawatte und nach Tabak stinkend erlebte.

»Setzen Sie sich, Kommissar. Wollen Sie etwas trinken?«

»Danke, Monsieur le Président.«

Der Staatschef erhob sich, setzte sich auf den Rand seines Schreibtischs und verschränkte die Arme. Das Gespräch bekam einen immer weniger offiziellen Anstrich.

»Ich habe Sie zu mir gebeten, damit Sie mir von Annabelle Domange erzählen.«

Taillandier fasste die bisherigen Fakten zusammen: »Annabelle Domange, die im Umweltministerium arbeitet, ist vor zehn Tagen entführt worden. Es war 21 Uhr 45. Sie hatte Kollegen aus dem Ministerium zusammen mit ihren Ehepartnern zum Abendessen eingeladen. Ihren Aussagen zufolge ging sie mit dem Hund hinunter, aber niemand hat sie aus dem Haus kommen sehen. Es ist kein Lösegeld verlangt worden.«

»Diese belgische Profilerin, was haben Sie von ihr erfahren?«

»Dass es sich um eine Entführung handelt, ist noch nicht erwiesen. Es ist kein gewöhnlicher Fall.«

»Das wissen wir.«

»Niemand hat Annabelle herauskommen sehen. Selbst die Concierge hat nichts bemerkt, und das will was heißen.«

»Ein Nachbar hätte sie abfangen und einsperren können.«

»Die Befragungen und Wohnungsdurchsuchungen haben nichts ergeben. Wir haben sogar Hunde eingesetzt.«

»Haben Sie die Keller, die Garagen durchsucht?«

»Es gibt keinen anderen Ausgang als die Tür der Eingangshalle. Doch obwohl ich nicht weiß, wie, scheint sie dort hinausgegangen zu sein.«

»Wieso glauben Sie das?«

»Der Hund hat an der Tür der Eingangshalle gekratzt, als wollte er seinem Frauchen folgen.«

»Ihre Hypothese?«

»Sylvie Bautch ist dabei zu überprüfen, ob in den Wochen davor ähnliche Fälle vorgekommen sind.«

»Was mich interessiert, ist Ihre Intuition. Deswegen habe ich Sie zu mir gebeten. Sie sind ein guter Polizist, Taillandier, und ich vertraue auf Ihren sechsten Sinn.«

»Ich privilegiere keine Fährte.«

»Ersparen Sie mir Ihre Phrasen. Auch wenn Sie es nicht glauben, innerhalb dieser vier Wände werden keine Phrasen gedroschen.«

»Seit gestern Abend habe ich einen Hinweis.«

»Welchen?«

»Das Interesse, das Sie an dem Fall haben.«

»Was wollen Sie damit andeuten?«

»Haben Sie eine intime Beziehung mit Annabelle?«

Das Ticken der Uhr war die einzige Antwort. Der Kommissar gab sich damit zufrieden.

»Es könnte sein, dass sie deswegen entführt worden ist.«

Erneutes Ticken.

»Was bedeutet sie Ihnen?«

Der Präsident stand auf und ging im Zimmer umher.

»Sie sind nicht umsonst Polizist, Taillandier. Sie haben diese Unterhaltung sehr geschickt in ein Verhör verwandelt.«

Der Kommissar reagierte nicht auf diese Bemerkung, denn er wollte seine letzte Frage, die unbeantwortet geblieben war, nicht einfach ad acta legen. Der Staatschef nahm in dem Sessel direkt neben seinem Platz. Sie saßen jetzt beide vor dem Schreibtisch.

»Annabelle bedeutet mir sehr viel. Mehr werde ich Ihnen nicht sagen.«

Das war genug.

»Haben Sie einen Erpresserbrief oder Drohungen erhalten?«

»Nein.«

»Werden Sie in nächster Zeit eine wichtige Entscheidung treffen, auf die die Gefangenschaft von Mademoiselle Domange Einfluss haben könnte?«

»Wissen Sie, wenn Sie in der Politik dauerhaft bestehen wollen, dann dürfen Sie keine wichtige Entscheidung treffen. Vor allem nicht in diesem Land. Ich bin seit mehr als zehn Jahren an der Macht, weil ich das Arbeitsrecht, die Renten, das Schul- und Hochschulwesen und alle anderen Tabuthemen nicht angerührt habe. Um also auf Ihre Frage zu antworten, nein, ich habe keine Reform im Ärmel und auch keine wichtige Entscheidung zu treffen.«

»Sie müssen mir helfen, Monsieur le Président.«

»Alle Mittel des Staates stehen Ihnen zur Verfügung. Sie werden die Unterstützung aller Ministerien bekommen. Als Gegenleistung fordere ich nur eines: dass Sie Annabelle innerhalb von achtundvierzig Stunden finden. Und sagen Sie mir nicht, das sei unmöglich.«

Also besser gar nichts sagen.

»Sie sprachen von Lösegeld, Kommissar. Von wem könnte man das verlangen?«

»Abgesehen von Ihnen?«

»Abgesehen von mir.«

»Von ihren Eltern.«

»Sie hat mir nie von ihnen erzählt.«

»Sie leben zurückgezogen in einer Hippiekommune, die sie in Südfrankreich gegründet haben. Eine Art Sekte, die die Nächstenliebe und die sexuelle Freiheit propagiert. Ein Vorwand für Orgien. Vielleicht hat Annabelle deswegen nie von ihnen gesprochen. Die Domanges haben wenig Kontakt zu ihrer Tochter. Sie sind von den Entführern nicht kontaktiert worden. Wir lassen die Kommune überwachen.«

Der Präsident erhob sich und begleitete Taillandier zur Tür seines Büros.

»Es versteht sich von selbst, dass dieses Gespräch unter uns bleibt.«

»Ja, Monsieur le Président.«

Taillandier durchquerte den Hof des Élysée in dem Bewusstsein, mit knapper Not dem Unwillen von »Monsieur le Président« entgangen zu sein.

5 »Und?«, fragte Sylvie am Telefon.

»Ich habe zwei schlechte Nachrichten«, sagte Taillandier.

»Zuerst die schlechte.«

»Wir haben achtundvierzig Stunden, um Annabelle Domange zu finden.«

»Und die schlechte?«

»Sie hat ein Verhältnis mit dem Präsidenten.«

»Hat er dir das gesagt?«

»Quasi.«

»Weiß seine Frau Bescheid?«

»Ich habe das Thema nicht weiter vertieft.«

»Hör zu, ich habe meine Nachforschungen in der Datenbank von Interpol über die Grenzen hinaus ausgedehnt. Eine gewisse Galan Ryler, Harvardabsolventin und Praktikantin im Weißen

Haus, ist vor vier Tagen als vermisst gemeldet worden. Auch sie steht einem Staatschef nahe. Und halt dich fest, den Polizeiberichten zufolge soll sie mitten auf der Straße spurlos verschwunden sein.«

»Wie das?«

»Ein französischer Student, der kurz zuvor in der National Gallery of Art ihre Bekanntschaft gemacht hatte, hat ausgesagt, dass er sie in ein Taxi habe steigen sehen, aus dem sie verschwunden sei, ohne wieder ausgestiegen zu sein!«

»Ein blinder Zeuge, wie in Paris ... Wenn ich richtig rechne, sind die beiden Frauen im Abstand von sechs Tagen verschwunden.«

»Die Polizei von Washington hat mangels glaubwürdiger Zeugen nicht auf eine Entführung geschlossen.«

»Sylvie, wir brauchen Hilfe. Schwere Artillerie.«

»Ich habe einen Freund beim FBI. Ich werde ihn anrufen. Vielleicht weiß er mehr.«

6 Kenji klappte das Visier herunter und startete in einer Pfütze. Eine elegante Tokioterin hatte gerade die Kunstgalerie Tsubaki in Ginza, dem teuersten Viertel der Welt, verlassen. Sie trippelte durch den strömenden Regen, eine Louis-Vuitton-Tasche unter dem Arm und einen Gucci-Regenschirm über dem Kopf. Ihr eiliger Gang war der geishahaften Eleganz, die sie bei Abendgesellschaften auszeichnen sollte, nicht gerade förderlich.

Kenji überprüfte, ob Hinoshiro ihm auf seiner Kawasaki folgte. Er fuhr um den Häuserblock herum, um zum anderen Ende des Gässchens zu gelangen, durch das die Japanerin mit Sicherheit gehen würde. Bei Regen war dieser Durchgang zwischen zwei Betonmauern eine Abkürzung für die Fußgänger, die rasch die nächstgelegene U-Bahn-Station erreichen wollten. Ein

Glücksfall für Straßenräuber, denn es gab nur zwei Ausgänge. Es sei denn, man ging durch die Panzertür, die einer Bank als Notausgang diente, oder schlüpfte durch die Stäbe eines mit einem Vorhängeschloss abgeschlossenen Gitters eines Ladenraums, der zu mieten war.

Die junge Frau wählte wie erwartet diese Strecke. Hinoshiro folgte ihr, bog in das Gässchen und bremste vor Kenjis Kawasaki.

»Wo ist das Mädchen?«, schrie dieser, ohne seinen Helm abzunehmen.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Bist du ihr gefolgt?«

»Natürlich.«

»Und wo ist sie?«

Kenji stieg vom Motorrad, um an dem Vorhängeschloss zu rütteln, das das Gitter des Ladenraums abspernte. Er drückte sich gegen die Gitterstäbe, sah aber nur das schmutzige Spiegelbild seines tiefenden Visiers. Selbst wenn es den Schlüssel gehabt hätte, hätte das Mädchen nicht die Zeit gehabt, dort hineinzuschlüpfen. Sie wandten sich der Panzertür zu, über der eine Überwachungskamera hing.

»Hauen wir ab, das ist mir nicht geheuer!«, sagte Kenji.

7 Die achtundvierzig Stunden, die Taillandier zugestanden worden waren, waren seit fünf Minuten abgelaufen, als sein Handy klingelte. Der Präsident wollte wissen, wie die Dinge standen. Trotz des Ultimatums hatte der Kommissar ihm nichts zu sagen. Ein Tierarzt hatte Annabelles Hund, der unter einer Bank, unter die er sich verkrochen hatte, gefunden worden war, im Tierheim untersucht. Die wenigen Profiler, die es in Frankreich gab, hatten sich die Klinke von Annabelles Wohnung in die Hand gegeben. Die Zeugen waren ein weiteres Mal befragt wor-

den, ebenso wie die Eltern des Opfers, die Nachbarn und die Arbeitskollegen. Annabelle Domange galt als freundliche, zurückhaltende, diskrete junge Frau. Ob sie Feinde, Freunde oder einen Geliebten gehabt hatte, war nicht bekannt. Die einzige Fährte, über die Taillandier verfügte, war die Praktikantin, die in Washington als vermisst gemeldet worden war. Allerdings hielt er es noch für zu früh, dem Präsidenten davon zu erzählen. Dieser drohte ihm am anderen Ende der Leitung, ihn dorthin zu versetzen, wo man ihn nicht brauche.

»Wie soll ich meinen Kollegen die Gründe für meine Versetzung erklären?«

»Ist das eine Drohung?«

»Vom gleichen Kaliber wie diejenige, die Sie gerade geäußert haben.«

»Ist Ihnen klar, mit wem Sie sprechen?«

»Das ist genau das Problem. Der Fall nimmt enorme Ausmaße an. Sie stellen mir ein Ultimatum, Sie verlieren die Beherrschung. Was bedeutete dieses Mädchen für Sie, dass Sie sich so aufregen?«

Taillandier glaubte, das Ticken der Uhr zu vernehmen. Er formulierte seine Frage neu: »Was steht auf dem Spiel, Monsieur le Président?«

»Finden Sie Annabelle. Nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen. Ich werde Sie nicht mehr kontaktieren. Sie werden sich melden, sobald Sie mir etwas zu sagen haben. Zu jeder Tages- und Nachtzeit.«

Taillandier rief Sylvie an. Mailbox. »Ruf mich so schnell wie möglich an«, sagte er, bevor er die Rue Lamarck hinaufging, zu Annabelles Wohnung. Eine fantastische Dreizimmerwohnung im obersten Stock mit Blick auf den Parc de la Turlure und Sacré-Cœur. Er ging auf Zehenspitzen, um die Concierge nicht auf sich aufmerksam zu machen, und fuhr nach oben. Er ließ

seinen Blick durch den Raum wandern. Keine gerahmten Fotos, keine Nippesfiguren, keine Reisesouvenirs. Annabelle war keine Frau, die auf ein gemütliches Zuhause Wert legte. Taillandier bemerkte in einem Spiegel ein Konterfei, das nicht seines war. Eine Gestalt durchquerte den Flur. Sein Herz schlug schneller. Er lief dem Eindringling hinterher, der bereits die Treppe hinunterstürzte. Der Aufzug war auf seiner Etage. Taillandier stieg ein, drückte auf Erdgeschoss und überholte den geheimnisvollen Besucher im dritten Stock, ohne sein Gesicht erkennen zu können, das unter einer Kapuze verborgen war. Er war vor ihm im Erdgeschoss und rannte wie ein Verrückter die Treppe hinauf, wodurch er den Flüchtling zwang, wieder hinaufzulaufen. Er keuchte, stolperte, zog seine Waffe hinter dem Unbekannten, der sich wieder in die Wohnung zurückzog. Als sie im Wohnzimmer waren, forderte Taillandier ihn auf, stehen zu bleiben. Das Fenster stand offen hinter einer Wolke hauchdünner Vorhänge. Ein schmaler Balkon verband die Zimmer miteinander. Der Flüchtling war hinausgetreten, um ins Schlafzimmer zu steigen und ihn so zu umgehen. Taillandier stürzte ins Treppenhaus, rannte einen alten Mann um, der Einkaufstaschen trug, stürzte in einer Kaskade von Äpfeln die Stufen hinunter und landete auf dem Gehsteig. Instinktiv rannte er in Richtung Sacré-Cœur und lief zur Place du Tertre. Der Kapuzenmann schlängelte sich zwischen den Tischen eines Restaurants hindurch. Taillandier kürzte ab in Richtung Rue du Calvaire, die die beste Fluchtmöglichkeit bot. Er drückte sich in die Ecke einer Toreinfahrt und konzentrierte sich auf sein Ziel. Das Individuum lief jetzt langsamer, um in der Menge zu verschwinden, das Gesicht im Dunkel seiner Kapuze verborgen. Taillandier spannte seine Muskeln an, um den Verdächtigen abzufangen.

Sein Handy klingelte.

Der Mann nahm abrupt in entgegengesetzter Richtung Reiß-

aus und lief in die Rue Sainte-Eleuthère. Taillandier rannte ihm hinterher, verlor ihn aus den Augen, zögerte eine Zehntelsekunde zwischen der Rue Chappe und der Rue Foyatier, entschied sich für Letztere und musste erkennen, dass er die falsche Wahl getroffen hatte. Der Ohnmacht nahe, sank er auf eine Bank. Sein Handy klingelte erneut. Sylvie. Sie hatte gerade mit einem FBI-Agenten telefoniert. Ihm zufolge übte das Weiße Haus Druck auf das FBI sowie auf die CIA aus, die verschwundene Praktikantin so schnell wie möglich wiederzufinden.

»Was ich dir da erzähle, scheint dich ja nicht sehr zu interessieren.«

»Mir ist gerade der Entführer entkommen. Er war zwei Meter von mir entfernt.«

»Was? Wer? Wo?«

»In Annabelles Wohnung. Ich war gerade dabei, ihn zu schnappen, als mein Handy klingelte.«

»Mist, das war ich ...«

»Es ist meine Schuld, ich hätte es ausschalten sollen.«

»Was hat er dort gesucht?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde noch mal hingehen, um zu überprüfen, ob er etwas angerührt hat.«

»Wie ist er hineingekommen?«

»Mit den Schlüsseln. Denjenigen von Annabelle.«

»Dann glaubst du also, dass es sich um Kidnapping handelt?«

»Wenn Annabelle beschloßen haben sollte fortzugehen, ohne eine Adresse zu hinterlassen, wer soll der Typ dann gewesen sein?«

»Derjenige, den sie flieht, oder derjenige, der mit ihr fliehen will.«

»Du hast auf alles eine Antwort«, sagte Taillandier.

»Solange wir plausible Antworten haben, müssen wir jeder Spur nachgehen.«

»Glaubst du, dass es einen Zusammenhang mit dem Verschwinden von Galan Ryler gibt?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber wenn wir das vernachlässigen, können wir uns einen anderen Beruf suchen.«

»Es ist immerhin besser als nichts.«

»Deine achtundvierzig Stunden sind abgelaufen, weißt du das?«

»Ich hab eine Verlängerung bekommen.«

»Es gibt vielleicht eine Möglichkeit weiterzukommen. Ich habe mit meinem Kumpel vom FBI darüber gesprochen.«

»Ich höre.«

»Es ist eine ganze Schar von Profilern nach Paris geschickt worden, die nichts herausgefunden haben, einschließlich mir, wie ich zugeben muss. Wir brauchen einen Crack, einen Burschen, der imstande ist, aus einer Handvoll Erde vom Schlachtfeld die Schlacht von Waterloo zu rekonstruieren.«

»Gibt es solche Burschen?«

»Ich kenne nur einen: Nathan Love. Hast du schon mal von ihm gehört?«

»Nein, aber ich bin bereit, an Superman zu glauben, wenn uns das auf die Spur der verschwundenen Frauen bringt.«

»Das Problem ist, dass Love ebenfalls verschwunden ist.«

8 Tagesanbruch. Die Sonne glitt über das Meer, liebte seine Haut und ließ seine halb geschlossenen Augen in den Regenbogenfarben schillern. Schlanke, hoch aufgeschossene Gestalt, reglos. Lotussitz, Knie in den Sand gedrückt, Kopf im Himmel. Langsame Brandung. Eine Krabbe bewegte sich über leere Muschelschalen. Die leichte Meeresbrise drang in seine Nasenlöcher. Natürliches Einatmen, gewölbter Bauch. Langes Ausatmen, Druck auf den Darm, hohler Bauch. Blick auf den Horizont, Zu-

stand des Nicht-Denkens, des Nicht-Egos, Molekülhaufen im Kosmos.

Harmonie, *hishiryō*.

Seit Tagen oder Jahren, so genau wusste er es nicht, war er zum Urzustand zurückgekehrt, zu demjenigen vor der Zivilisation, die die Menschheit unter Schichten von Illusionen erdrückt hatte. Demjenigen, dem die Aborigines am nächsten waren. Er lebte allein auf einer Insel nordöstlich von Arnhem Land. Deswegen bemerkte er sehr schnell diesen kleinen schwarzen Fleck auf weißem Grund, der nach und nach menschliche Gestalt annahm. Er erkannte Amy Djangkawul vom Clan Liyagalawumirri. Sie war die letzte Person, die er gesehen hatte, bevor er sich zurückgezogen hatte. Und die erste, die er seitdem sah.

»Wie geht es Nathan?«, fragte Amy.

Nathan. So also nannte man ihn.

»Wie jedes Jahr.«

»Merkwürdige Antwort.«

»Wie geht es der Welt?«

»Die Welt interessiert sich erneut für dich, Nathan.«

9 Sylvie Bautch hustete und versuchte, ihre Brust von einem Gewicht zu befreien, bevor sie die Augen öffnete. Ihre Hand stieß gegen etwas Raues, Stacheliges, Kaltes, Lebendiges. Sie erwachte aus ihrem Traum, der bleiern war von neuneinhalb Stunden Zeitverschiebung und dreißig Stunden Flug, zu denen man noch einen Haufen Zwischenlandungen, eine drückende Hitze und ein paar Gläser Kawa hinzurechnen musste. In Darwin hatte sie Chris Wallace getroffen, den Chief der lokalen Dienststelle von Interpol, der ihr den Weg geebnet und die Formalitäten für sie erledigt hatte, die nötig waren, um Arnhem Land, das Gebiet der Aborigines Australiens, betreten zu können. Sie

war in eine zweimotorige Maschine gestiegen und in Nangalala gelandet, dessen melodischer Name noch das Beste an dem Ort war. Ein Führer namens Ngulmarmar, genannt Marmar, hatte sie dort erwartet. Am Steuer eines schrottreifen Geländewagens hatte er sie weiter nach Osten bis zu einer *outstation* mit unaussprechlichem Namen gefahren, wobei er die *billabongs*, wie die Wasserlöcher in der Sprache der Aborigines genannt werden, die Sümpfe und die Mangroven umfahren hatte. Zwischen fantastischen Landschaften, geschaffen von der Regenbogenschlange, und idyllischen Stränden, auf denen Krokodile vor sich hindösten, war sie auf der Straße zwei Männern mit Körperbemalung, drei Frauen, die Schildkröten mit sich schlepten, und einem alten Mann, der einen Traum auf eine Rinde malte, begegnet. Der Rest der Fahrt war nichts als Wüste und Licht gewesen. Einer Fahrt, deren Ziel Nathan Love hieß.

Als Sylvie die Augen öffnete, bemerkte sie, dass das Gewicht auf ihrer Brust das eines großen Leguans war. Panische Angst ergriff sie, ebenso wie das Reptil. Sylvie schrie, der Leguan entfaltete seinen Kehlanhang. Marmar verjagte den Eindringling mit einem Lächeln.

»Die Mimih-Geister beschützen die gezähmten Tiere. Wenn Sie ihnen etwas antun, kommen die Mimih-Geister nachts hervor, um Sie zu bestrafen.«

»Kann man solche Viecher zähmen?«

»Man kann alles zähmen, sogar den Menschen.«

»Mimi oder nicht, ich habe eine Scheißangst gehabt«, gestand Sylvie.

»Haben Sie Hunger?«

Sylvie hustete erneut. Rauch stieg vom Fußboden auf.

»Die Hütte brennt!«, schrie sie.

»Rauch, um die Stechmücken fernzuhalten. Sehr wirksam.«

Marmar lachte erneut und ging hinaus. Sylvie erhob sich

mühsam von der Matratze, auf die sie sich ein paar Stunden zuvor hatte fallen lassen. In einer Ecke spielte ein halb nackter Junge mit einem Gameboy. Sylvie setzte einen Fuß nach draußen, wobei sie darauf achtete, nicht auf irgendein Tier zu treten. Die Sonne, die hoch am Himmel stand, brannte unbarmherzig. Ihr Pullunder klebte auf der Haut, und ihre Jeans schien wegzuschmelzen. Das Dorf bestand aus acht Hütten aus Baumrinde, errichtet auf Plattformen und mit Sonnenkollektoren als Dach. Die moderne Technik war bis hierher vorgedrungen, ins Land von Ngalyod und Mirinyungu, den Schöpfern der Erde und des Ozeans. Das war die gute Seite der Globalisierung. Im Schatten eines Baums knetete eine Frau Brotteig. Eine andere unterrichtete zwei Kinder. Drei mit Lehm und Kohle bemalte Jugendliche begleiteten mit Stöcken und dem Didgeridoo einen Hit von AC/DC, der von einem staubigen Radiorekorder gespielt wurde. »Hells Bells«.

Vor zwei Tagen hatte Sylvie mit Amy Djangkawul gesprochen, der einzigen Person, die wusste, wo Nathan zu finden war. Die junge Aborigine war allein aufgebrochen, um »mi-yolngu, mi-balanda«, wie sie sagte, zu suchen. Halb schwarz, halb weiß.

Sylvie ging zu Marmar und Old Bill, dem Patriarchen des Dorfs, die vor einem Imbiss saßen: Mangrovenkrabben und Cashewnüsse. Old Bill war ein Marrkidjbu, ein Mediziner. Marmar erzählte von den Sorgen, die ihm sein Geländewagen machte.

»Man hat heute viel zu viel Probleme mit den Autos, der Arbeit, dem Geld, der Religion«, sagte Old Bill.

»Wir müssen bald weiterfahren«, sagte Marmar.

»Müssen«, das Wort ist heutzutage in aller Munde.«

»Wie lange werden wir noch warten müssen?«, fragte Sylvie.

»Das weiß nur Amy.«

»Nathan Love wird gut bewacht«, bemerkte Sylvie.

»Wir sind nur die Wächter dieser Erde«, sagte Old Bill.

»Sie ist schon eine ganze Weile weg.«

»Wollen Sie diesen Mann treffen, um ihm Probleme zu bereiten?«

»Wir brauchen ihn.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Die Präsidenten der Vereinigten Staaten und Frankreichs.«

»Dann muss es sich um große Sorgen handeln.«

»Er wohnt auf demselben Planeten wie wir und kann sich nicht vollkommen abkapseln.«

»In seinem grenzenlosen Hochmut neigt der weiße Mann dazu zu glauben, er sei zugleich die Ursache und das Heilmittel für die Krankheiten der Erde. Dass er der Eigentümer der Orte ist und dass die anderen Menschen nur Mieter sind.«

»Das ist doch auch ein bisschen so, oder nicht?«

»Vor langer Zeit hat die Erde bewiesen, dass sie stärker als die Dinosaurier ist.«

Sylvie hatte sich gerade eine Handvoll Nüsse in den Mund gesteckt, als sie Amy Djangkawul auftauchen sah. Allein.

10 Die Bootsfahrt dauerte den ganzen Tag. Sylvie wollte schon aufgeben. Sie hatte ihr Abendessen, ihr Frühstück und ihre Galle ins Meer erbrochen. Sie presste die Zähne zusammen, um ihre Gedärme zu behalten. George, ein furchtloser Fischer, der am Ruder saß, starrte aufs offene Meer. Der dritte Passagier war Amy, die zutiefst bekümmert war über die Leiden, die sie der Ausländerin zumutete. Es wurde Nacht über der Arafurasee, als das Boot gegen das Ufer einer kleinen Insel stieß. Sylvie setzte einen Fuß auf den Sand. Die Welt schwankte noch immer um sie herum. Amy ging in den Wald und kam kurz darauf zurück, die Arme voller Reisig. Die beiden Australier machten

ein Feuer und grillten eine Krabbe. Sylvie legte sich in den Sand und betrachtete den Sternenhimmel. Nachdem sie Stunden damit zugebracht hatte, ihren Magen zu leeren, hatte sie jetzt keine Lust, ihn wieder zu füllen. Love ließ auf sich warten. Amy und George taten so, als würde nichts weiter geschehen, und schiefen ein, gewiegt von der Brandung, den merkwürdigen Geräuschen des Waldes und dem Knistern der Glut, die in der Dunkelheit wie ein Leuchtfeuer glühte. Sylvie entspannte sich und ließ los, durchdrungen vom Zen und vom Budo, deren Lehren sie studiert hatte, um Nathan Love besser zu verstehen. *Sutemi* nannten sie das: Aufgabe des Körpers, der Bindungen, der Wünsche, der Angst, der inneren Unruhe, um im kosmischen System aufzugehen und sich auf das »Hier und Jetzt« zu konzentrieren.

»Wie haben Sie mich gefunden?«

Sylvie öffnete die Augen und erkannte im Halbdunkel un deutlich eine reglose Gestalt. Sie sprang auf und brachte ihr Haar in Ordnung.

Nathan Loves Kleidung beschränkte sich auf eine zerrissene Jeans. Er hatte abgenommen, seit sie ihn vor einem Jahr bei seinem letzten Fall kennengelernt hatte. Sein Körper war hager und muskulös und sein Gesicht mit einem mehrere Tage alten Bart bedeckt und von langen schwarzen Haaren verschleiert. Seine Mestizenschönheit war unverändert. Eine außerirdische Schönheit, die keinerlei Ego einschloss. Das hatte sie damals verblüfft, als sie ihn kennengelernt hatte. Nathan hatte vollkommene Leere in sich geschaffen. Eine innere Reinigung hatte ihn in einen unvergleichlichen Profiler verwandelt, frei von jeder Konditionierung. Obwohl er unglaublich attraktiv war, hinterließ er nur eine vage Erinnerung bei denen, die mit ihm Kontakt hatten. Er war imstande, sich in jede Persönlichkeit hineinzusetzen, weil er selbst keine hatte. Sylvie wurde bewusst, dass er ihr eine Frage gestellt hatte.

»Dank Microsoft.«

Nathan setzte sich mit Blick zum Meer. Sylvie ließ sich neben ihm nieder.

»Was haben Sie auf diese Insel mitgenommen?«

»Einen Schädel und einen Computer.«

»Einen Schädel?«

»Den meiner Frau.«

»Sie laufen mit ihrem Schädel herum?«

»Sie war Indonesierin.«

»Und?«

»Ihre Vorfahren gehörten einem Volksstamm von Neuguinea an, der die Schädel der Verstorbenen konservierte. Durch diesen Kult ehre ich ihr Andenken.«

»Das hat aber nicht viel mit Zen zu tun.«

»Das hatte Melanys Tod auch nicht.«

»Ich kenne den Fall. Ermordet von Sly Berg, dem gefährlichsten Serienmörder, den Sie schließlich zur Strecke gebracht haben.«

»Und vergessen habe.«

»Tut mir leid, dass ich Sie daran erinnert habe.«

»Warum haben Sie Microsoft erwähnt?«

»Das FBI hat, als Sie das letzte Mal in Manila verbunden waren, eine Art elektronisches Signal in Ihren Computer geschickt, das via Satellit lokalisierbar ist und das immer noch sendet, selbst wenn Ihr Laptop ausgeschaltet ist. Wir haben weniger Zeit gebraucht, Sie aufzuspüren, als ich gebraucht habe, um zu Ihnen zu gelangen.«

»Ein Signal?«

»Microsoft arbeitet eng mit den amerikanischen Geheimdiensten zusammen.«

»Mit welchem Ziel?«

»Um die Individuen zu überwachen. Seit Jahren ist das groß



Philip Le Roy

Der Schrei der Sirenen

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 640 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37273-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2012

Der letzte Samurai kämpft gegen das ehrlose Verbrechen

In Paris wird die heimliche Geliebte des Präsidenten entführt. In den darauffolgenden Tagen verschwinden weitere junge Frauen auf allen Kontinenten. Profiler Nathan Love begibt sich auf die Suche und stößt auf eine heiße Spur: Alle hatten die Herzen mächtiger Männer erobert – Präsidenten, Bankdirektoren oder Minister – und so Einfluss auf sie ausgeübt. Wer sind diese Frauen ohne erkennbare Vergangenheit oder soziale Kontakte? Loves Ermittlungen führen ihn in die Schaltzentralen der Macht, doch seine unbequemen Fragen stören, und er wird zur Zielscheibe aller ...